



„ HIER IST DOCH MEINE HEIMAT “



Text SIMONE BRUNNER
Fotos HAMPUS ANDERSSON

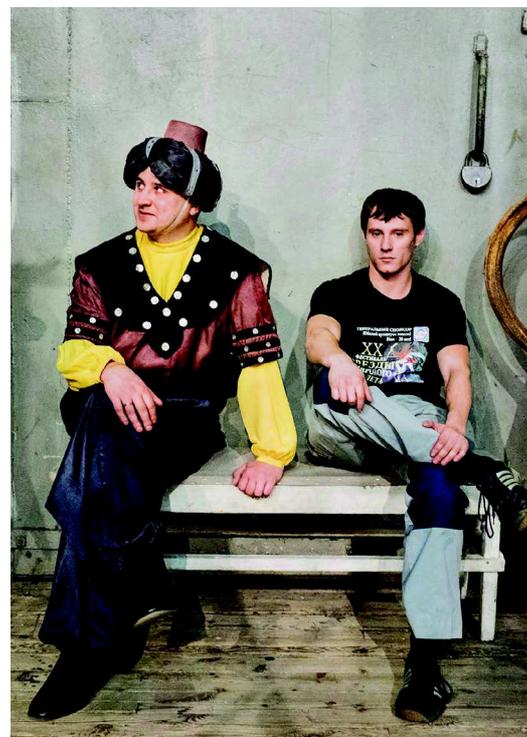
Skeptischer Blick
in die Zukunft:
im Wohnzimmer der
Familie Platonov
aus Donezk (links).
Einschusslöcher an
einem nahe gelegenen
Wohnhaus (oben)

Langsam kehrt
das Leben ins
umkämpfte Donezk
zurück. Doch in
der Ostukraine
herrscht ein Alltag
der Extreme –
und der Krieg ist
allgegenwärtig



Links: Lauftraining
an der Donezker
Kadettenschule

Unten: Hinter den
Kulissen des Donezker
Opernhauses, kurz
vor der Aufführung des
Balletts „Arabische
Nächte“



Teenager-Mädchen flanieren durch den Park, sie lachen und singen. Eine kalte Februarbrise weht durch ihre frisch gedrehten Locken, sie posieren für ein Selfie. Ein Einschlag aus der Ferne durchschneidet die Stille: Bumm. Dann noch einmal: Bumm. Die Mädchen nehmen davon kaum Notiz, tippen über ihre Displays, kichern und ziehen weiter.

Die Stadt Donezk liegt fast direkt an der Frontlinie. Seit September des vergangenen Jahres hat eine Waffenruhe die Kämpfe zwischen den prorussischen Separatisten und der ukrainischen Armee zumindest eingedämmt. Doch der Krieg, der bald in sein drittes Jahr geht, bestimmt hier immer noch alle Sinne: Vor allem in den Randbezirken reihen sich ausgebombte Häuser aneinander, und dass der Wind immer wieder Geschützdonner bis in das Stadtzentrum trägt, ist in Donezk längst nichts Besonderes mehr.

Aber es sind die kleinen Gesten, die die Bewohner hoffen lassen. Neue Restaurants und Geschäfte haben zuletzt eröffnet, und auch die leeren Straßen füllen sich wieder mit Passanten und Autos. Zu sagen, wie viele Menschen heute in der umkämpften ehemaligen Millionenstadt leben, ist schwierig. Grobe Schätzungen sprechen von 600 000, viele Menschen sollen auch aus dem Umland und der Provinz zugezogen sein, wo die Lage prekärer ist als in Donezk. Das Leben kehrt wieder zurück – doch es ist ein Leben im Ausnahmezustand, das zur Normalität geworden ist: Die meisten Straßenlokale sind verriegelt, Geldautomaten und Kreditkarten funktionieren schon lange



An der Fassade eines teilzerstörten Gebäudes in Donezk wartet eine neue Glasscheibe darauf, eingesetzt zu werden

nicht mehr. Viele Schächte sind geschlossen, internationale Unternehmen haben die Region ohnehin verlassen. Seit Unbekannte vor wenigen Wochen die Lenin-Statue sprengen wollten, gilt eine strenge abendliche Ausgangssperre.

Manche sind aber überhaupt erst wegen des Krieges hergezogen. Janus Putkonen zum Beispiel. Der Finne sitzt in einem schicken Bürogebäude im Stadtzentrum, zwei Anstecker glänzen auf seinem schwarzen Anzug: das Wappen der selbst proklamierten „Donezker Volksrepublik“ und die Flagge von Finnland. Er beschreibt sich als „geopolitischen Analysten“ gegen die westliche Hegemonie. Finnland? Besetztes Gebiet. Der Maidan? Ein US-Putsch gegen Russland. Zuletzt

hat er auf Facebook ein Selfie mit dem Verteidigungssprecher der Separatisten hochgeladen, in seinem Profil beschreibt er sich als „Verteidiger der Wahrheit im Donbass sowie an allen Fronten des Informationskriegs“. Heute sei der „Donbass jener Ort, an dem sich die Großmächte gegenüberstehen“, ist Putkonen überzeugt. Der schwarzhaarige Hüne ist im vergangenen Sommer nach Donezk gezogen und hat mit der Donbass News Agency eine Nachrichtenagentur gegründet – auf Englisch, „um den hiesigen Bewohnern auch international eine Stimme zu geben“.

Nebenbei kooperiert er mit den örtlichen Behörden und möchte ausländischen Journalisten helfen, „die Wahrheit zu sehen“: „Natürlich sagen wir niemandem, was er schreiben soll“, sagt Putkonen lächelnd. „Schließlich will hier niemand Nordkorea haben.“ Die Wahrheit sehen: das heißt, die westliche Hegemonie infrage stellen. Die Erkenntnis, dass die Ukraine bald zerfallen wird. Und aus der Not – dass die Separatengebiete vom internationalen Zahlungsverkehr



Internationaler
Frauentag in Donezk:
Diese Aufnahme
entstand am 8. März
in einem Tanzlokal







Linke Seite: Während die Musiker des Donezker Opernhauses eine Probe abhalten, wird noch schnell die Bühne gewischt

Rechts: Absolventen der Donezker Kadettenschule.
Unten: ein von Einschusslöchern gezeichnetes Haus in einem Vorort von Donezk



abgeschnitten sind – eine Tugend zu machen: „Zum ersten Mal seit der Französischen Revolution wird ein Konflikt nicht vom internationalen Finanzsystem bestimmt. Jetzt sind wir endlich frei von der Sklaverei der Schulden. Das ist ein Krieg gegen die Globalisierung, und dafür kämpfe ich!“

Doch nicht alle begrüßen die Lebensrealität in der selbst proklamierten „Donezker Volksrepublik“ mit einer derartigen Euphorie. Wenige Kilometer entfernt liegt Horliwka, eine der am meisten zerstörten Städte des Donbass, direkt an der Frontlinie. Vor einer Bank haben sich lange Schlangen gebildet. Da Geldautomaten nicht mehr funktionieren, werden die Renten direkt am Schalter ausbezahlt. „Zwei Tage bin ich zuletzt in der Schlange gestanden!“, klagt eine alte Frau. Eine andere Frau berichtet, weil ihre Wohnung zerbombt sei, müsse sie jetzt mit ihrer Familie zu sechst in einer Ein-Zimmer-Wohnung hausen. Aber

das Wichtigste, sagt eine Dritte, „ist wohl, dass nicht geschossen wird“. Alle stimmen zu. Es ist eine Litanei aus Unruhe, Schimpftiraden und Elendsgeschichten.

Auf den Handflächen der Frauen stehen Nummern für die Reihenfolge in der Schlange. Tatjana hat die Nummer 315. Die Renten wurden unter den Separatisten zwar verdoppelt, zugleich sind aber die Preise um das Dreifache gestiegen. Deswegen fährt Tatjana einmal im Monat über die Grenze, in ukrainisch kontrolliertes Gebiet. Dort, wo sie als Flüchtling registriert ist, bezieht sie auch eine ukrainische Rente. Sie rechnet vor: 1000 Hrywnja von den ukrainischen Behörden, 2000 russische Rubel von den Separatisten, das macht umgerechnet insgesamt rund 60 Euro im Monat. „Das reicht gerade mal so zum Leben“, sagt sie.

Über die Grenze – das bedeutet über einen der wenigen zivilen Kontrollpunkte zwischen den Separatistengebieten und der Ukraine. So wie über Saizewe, der Checkpoint in der Nähe. Infolge von Beschuss war der Übergang zuletzt tagelang geschlossen. Vielen Bewohnern fehlt schlichtweg das Geld oder die Kraft, auf andere Grenzposten auszuweichen. Und selbst hier ist die Reise beschwerlich: Stunden oder gar Tage stehen die Menschen in der Schlange, von verminten Feldern umschlossen. Tatjana will trotzdem nicht die Hoffnung verlieren. „Hier ist doch meine Heimat“, sagt sie, „alles wird gut, wenn nur der Krieg endlich aufhört!“

Es sind vor allem alte Menschen und Rentner, die in den Separatistengebieten geblieben sind. Knapp 700 000 Renten haben die Separatisten laut eigenen

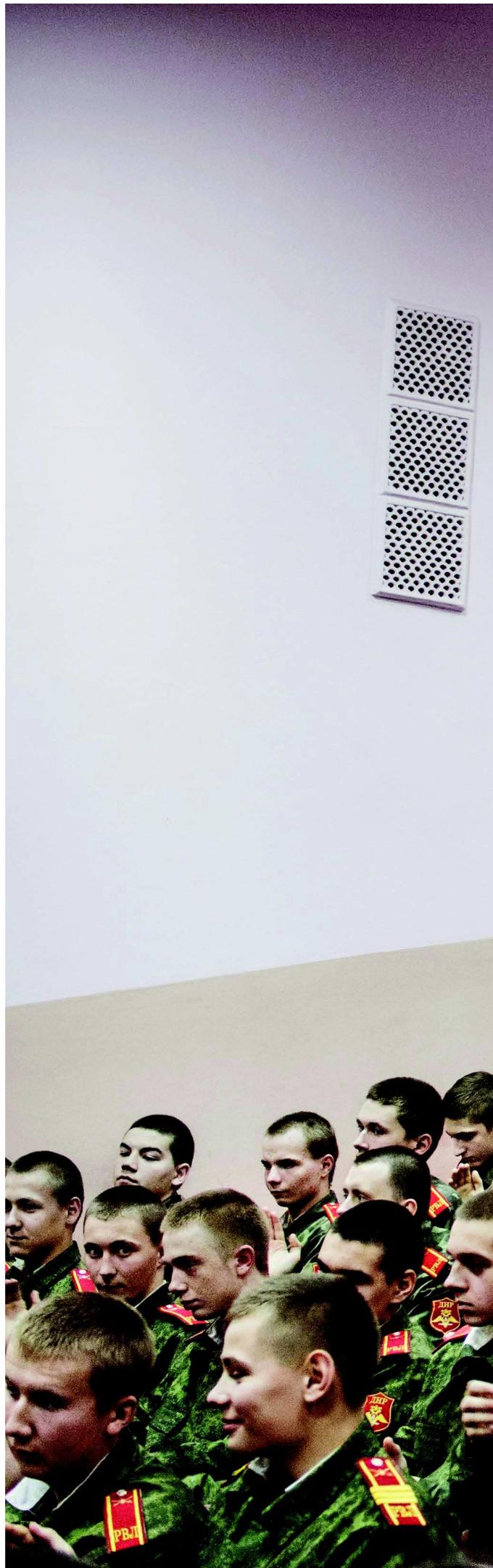


Oben: Ein Stalin-Poster in der Donezker Innenstadt erinnert an Sowjetzeiten. Rechte Seite: Zuschauer bei einer Aufführung an der Kadettenschule

Angaben zuletzt in der „DNR“ ausgezahlt, Schätzungen zufolge ist jeder zweite oder dritte Bewohner ein Rentner. Für das Budget kommt fast ausschließlich Russland auf, wie die International Crisis Group recherchiert hat. Junge und gut ausgebildete Menschen haben hingegen versucht, woanders Fuß zu fassen – in der Ukraine oder in Russland.

Doch auch für manche junge Menschen gibt es kein Zurück mehr. Kaum dem Teenager-Alter entwachsen, haben sich Maksim und Wadim schon dem „Aufstand“, dem bewaffneten Kampf der Separatisten gegen die ukrainische Armee, angeschlossen. Heute wärmen sie ihre Hände vor einem kleinen Ofen, sie scherzen und trinken Energydrinks. Sie sitzen aber nicht in einem der kleinen Häuschen, die abseits von Donezk so zahlreich die Dorfstraßen säumen. Sondern in einer ehemaligen Parkgarage am Donezker Flughafen, wenige Autominuten vom Stadtzentrum Donezk entfernt.

Einst war der Flughafen ein Symbol einer stolzen, wohlhabenden Stadt, erst vor vier Jahren wurde der neue Terminal anlässlich der Fußball-Europameisterschaft eröffnet. Heute ist der Flughafen eine Ruine, Bruchstücke der Fassade krächzen im Wind, das Areal ist vermint. Ein zerfledderter Kadaver aus Metall, Blech und Stahl. Monatlang war der Flughafen





ЗАПАСНИЙ
ВИХІД



Die Putilovski-Brücke auf dem Weg zum Donezker Flughafen wurde während der Kämpfe im Januar des vergangenen Jahres zerstört

umkämpft, bis er vor etwas mehr als einem Jahr von den Separatisten zurückerobert wurde. Scharmützel mit den ukrainischen Truppen gibt es hier immer noch, vor allem nachts. Am Abend des Feiertags, dem „Tag der Vaterlandsverteidiger“, hallten besonders viele Schüsse durch die Nacht. „Wer weiß“, sagt Wadim, „vielleicht war es nur ein Gruß zum Feiertag?“

Die Gespräche schwanken zwischen jugendlichem Frohsinn und soldatischem Ernst. Eigentlich ist die Heimat von Maksim und Wadim so nah, aber doch so fern. Beide kommen aus Artemiwsk, die Stadt wird allerdings von den Ukrainern kontrolliert. Und heißt neuerdings auch anders: „Bachmut“, nach dem historischen Namen der Stadt, weil die Ukrainer sowjetische Namen – Artjom war ein lokaler Bolschewik – von der Landkarte gestrichen haben. „Wenn ich die Grenze überquere, komme ich gleich 15 Jahre

ins Gefängnis“, glaubt Maksim. „Ich habe schon den Einberufungsbefehl zum ukrainischen Heer erhalten“, erzählt Wadim, „mein Bruder war damals schon bei den Aufständischen, also habe ich mich ihnen auch angeschlossen, um nicht gegen meinen eigenen Bruder zu kämpfen.“ Mittlerweile ist der Flughafen zum neuen Zuhause für die jungen Männer geworden. „Ich habe hier schon meinen Geburtstag, Weihnachten und Neujahr gefeiert“, sagt Maksim. „Zu Neujahr war es aber ziemlich kalt – da hatte es minus 25 Grad“, erinnert sich Wadim.

So sind sie gestrandet, die „Aufständischen“, wie sie genannt werden, und haben sich in den Ruinen eingenistet. Mit ihren Familien sind sie zumindest telefonisch und über soziale Netzwerke verbunden. Es ist ungewiss, ob und wann sie wieder nach Hause können und was die Zukunft bringt. Nur eines weiß Maksim genau: „Den Flughafen geben wir nicht mehr her.“



SIMONE BRUNNER
ist freie Journalistin
in Wien und berichtet
hauptsächlich über
Osteuropa